

Vorwort

DIRK BAECKER, MATTHIAS KETTNER, DIRK RUSTEMEYER

Christian Grüny:

Ein alter Grundsatz philosophischen und wissenschaftlichen Denkens stammt von Ockham und lautet »Entia non sunt multiplicanda praeter necessitatem« – kurz und für unsere Zwecke übersetzt: Man überlege sich gut, ob es nötig ist, einen neuen Begriff in die Diskussion einzuführen. Der Begriff der Kulturreflexion verspricht, das durch die verwandten Begriffe der Kulturtheorie, der Kulturphilosophie und der Kulturwissenschaft markierte Feld markant zu bereichern bzw. produktiv umzustrukturieren. Wo genau liegt der Mehrwert dieses Begriffs?

Dirk Baecker: Der Begriff der Kulturreflexion hat meines Erachtens gerade darin seine Pointe, dass er die inflationäre Verwendung des Kulturbegriffs aufgreift und in einen einzigen Begriff fasst, dass Kultur immer etwas mit Reflexion zu tun hat, dass diese Reflexion immer mit interpretativen Spielräumen einhergeht und dass diese Spielräume immer unklar werden lassen, worum es eigentlich geht. Der Begriff der Kulturreflexion versucht, das dem Begriff der Kultur oft negativ nachgesagte Schillern von Begriff und Phänomen positiv zu fassen und als Aussage über eine in der modernen Gesellschaft und erst recht in der aktuellen Weltgesellschaft dringend erforderliche Ressource zu fassen. Kultur zu reflektieren, heißt brauchbare Unverständlichkeit zu gewinnen, brauchbar insofern, als wir uns nur so das immer zu schnelle Verstehen versagen können, das uns daran hindert, uns global und ökologisch klug zu bewegen.

Dirk Rustemeyer: Das sehe ich ähnlich. »Kultur« ist ein Terminus, mit dem die moderne Gesellschaft sich gern selbst beschreibt, um sich mit anderen Zeiten, Gesellschaften und mit ihren eigenen anderen Zuständen

zu vergleichen. Das Schillern des Begriffs verweist auf eine produktive Unschärfe, die sich zeigt, wenn man Kultur als Prozess beschreibt. Dieser Prozess kommt in Gang, wenn die Kommunikation sich in verschiedene Felder organisierter Sinnbildung ausdifferenziert und als heterarchische Struktur mit konkurrierenden Plausibilitäten akzeptieren muss. Die moderneskeptische Aufladung des Kulturbegriffs, wie sie besonders im deutschen Sprachraum ihre Tradition gefunden hat, ist ein Indiz für die Irritation der modernen Gesellschaft über ihre eigene Unruhe, Dynamik und Nichtidentität. Weder eine transzendente Instanz wie Gott noch ihre innerweltlichen Äquivalente wie Wahrheit oder Werte erweisen sich als geeignet, diese strukturelle Nichtidentität aufzufangen. Solche Prozesse zu beobachten und sie methodisch zu pflegen, heißt für mich Kulturreflexion. Darin finden sich philosophische, wissenschaftliche und künstlerische Beschreibungsformen zusammen. Kulturreflexion entfaltet sich dann als eine Praxis von Darstellungen, die in ihrer Form Reflexion vollziehen, ermöglichen und beobachtbar machen.

DB: Herder hatte zu Beginn der Moderne noch ein »Gären« der Kultur beobachtet, wir haben es nur noch mit einer unruhigen Beweglichkeit zu tun. Insofern geht es uns doch schon erheblich besser.

DR: Dass es uns damit besser geht, hat vielleicht damit zu tun, dass wir inzwischen die Chancen sehen können, die in dieser Unruhe, Nichtidentität und zirkulären Verkettung von Unterscheidungsordnungen liegen. Dennoch verdient das Konfliktpotential unsere Aufmerksamkeit, das in der permanenten Differenzerzeugung steckt. Ist es nicht so, dass dieser Umstand uns zu einem Begriff des Politischen führt, der von Theorien über das Management von Unterscheidungen profitiert? Riskant wären Strategien, die auf lineare Steuerung, kontrollierbare Kausalitäten, die Fixierung auf Konsense oder auf oberste Ziele setzen. Denn die Beobachtung von Beobachtungen zieht aus Differenzen Nutzen, indem die mehrfachen Codierungen von kommunikativen Unterscheidungen flexibel gehandhabt werden. Skeptisch sollten wir dann mit Identitäten umgehen. Die Konnotation von Pflege, die ja im Kulturbegriff mitläuft, ließe sich so auf den reflexiven, also formbeobachtenden Umgang mit multiplen Möglichkeiten beziehen. Wenn die Wirklichkeit eine Variante des Möglichen ist, müssen wir unsere Möglichkeiten kultivieren. Eine Theorie der Kulturreflexion wäre eine Praxis der Beobachtung, die zugleich eine Form der Kommunikation ist, mit der sie in das Beobachtete interveniert. Macht da noch die klassische Unterscheidung von Theorie und Praxis Sinn?

DB: Sie macht nur dann noch Sinn, wenn man sich an ihre klassischen Konnotationen erinnert: »theoria« als das Schauen aus der Ferne oder aber: das Berichten über Ereignisse, bei denen die, die sich den Bericht nicht anhören, nicht dabei gewesen sind. Die ersten »Theoretiker« waren diejenigen, die an den Kulthandlungen auf Delphi teilgenommen haben, dann nach Hause fuhren und den Daheimgebliebenen erzählten, was das Orakel verkündet hat. Deswegen muss sich jeder Theoretiker bis heute einer gewissen orakelhaften Sprache befleißigen. Man glaubt ihm sonst nicht, dass er dabei gewesen ist! Und Praxis ist ja bekanntermaßen die Tätigkeit, die ihren Sinn in sich selber hat, Rauchen zum Beispiel oder Spazierengehen. Die Griechen unterschieden deswegen von der Praxis die Poiesis: Die Praxis genügt sich selber, die Poiesis bringt hingegen Werke hervor. Die Unterscheidung zwischen Theorie und Praxis im klassischen Sinne ist dann die Unterscheidung zwischen Berichten aus der Ferne und selbstgenügsamem Handeln. Uns interessiert heute weder das eine noch andere. Das eine, die Berichte, haben wir dank der Massenmedien im Übermaß, zum anderen, dem selbstgenügsamen Handeln, haben wir kaum noch die Zeit. Uns interessiert die Poiesis, das Hervorbringen von Werken, auch durch die Kulturreflexion.

DR: Was für Werke sind das, die Kulturreflexion hervorbringt? Mir gefällt an Deinem Gedanken, dass Du den Zusammenhang von »orakelhaftem« Sprechen und Praxis aufzeigst. Für mich zeigt sich daran die Bedeutung der Darstellung bei der Beobachtung und Reflexion. Anders gesagt: Erst in der Darstellung, die immer eine »kohärente Deformation« (Merleau-Ponty) des Beschriebenen ist, tritt ein Sinnüberschuss oder ein Möglichkeitsreichtum zutage, den die Reflexion dann einerseits ihrem Gegenstand und andererseits sich selbst zurechnen kann und über dessen Dargestelltsein sie sich selbst als eine Praxis beobachtet. Dann aber wäre die Praxis der Kulturreflexion die Einheit der Differenz von selbstgenügsamer Theorie bzw. leicht orakelhafter Darstellung und selbstgenügsamer Praxis wie dem Rauchen oder der keinem vorgegebenen Ziel folgenden Kommunikation. Die Kombination von verständlicher Unverständlichkeit und verständlichem Rauchen sozusagen. Dafür gibt es in den Filmen von Aki Kaurismäki übrigens wundervolle Beispiele: Das Rauchen ist hier ein wichtiges Element der Darstellung, die wiederum eine Reflexion von Lebenspraxis in der Reflexion ihrer Formen und der Formen ihrer Beobachtung ist.

DB: Ich denke, dass Thomas Machos Beitrag hier weiterführt. Die Werke der Kulturreflexion sind zum einen selbst die Kulturtechniken, von denen Macho spricht. Es scheint keine Kulturtechnik zu geben, die nicht

ihrerseits reflexiv ist und die nicht mit einem Abstand zu sich selbst praktiziert wird, sei es das Sprechen, das Schreiben, das Rechnen oder das Fernsehen. Man kann über das Sprechen sprechen, über das Schreiben schreiben. Man kann das Rechnen berechnen und nicht zuletzt auch Fernsehen über das Fernsehen machen. Und all das passiert laufend, ohne dass es besonders auffällt oder ohne dass es dazu besonderer, etwa an Universitäten zu schulender Kompetenzen bedürfte. Die explizite Reflexion auf Kultur hat es nicht zuletzt deswegen so schwer: Sie muss das Reflektieren reflektieren, also den Abstand des Sprechens zum Sprechen, des Schreibens zum Schreiben, des Rechnens zum Rechnen selber in den Blick nehmen, ohne sich mit den Kulturtechniken zu verwechseln. Somit rücken Witze, Karikaturen, mathematische Modelle (wohl sehr wider ihren Willen) in den Blick des Kulturanalytikers. Und deswegen sind die entzifferbaren Unverständlichkeiten und leicht absurden Selbstverständlichkeiten, von denen Du sprichst, die Rahmungen, mit denen in diesem Feld gearbeitet wird. Ist der jüngst von zwei unserer Studierenden, Thomas Köhling und Patrick Hoffmeier, gedrehte Film über deine Schießübungen im Wald nach erfolgtem Philosophieseminar in Witten dafür nicht ein gutes Beispiel? Aber die Pointe scheint mir zu sein, dass die gelungene Kulturreflexion schon fast wieder eine Kulturtechnik ist, das heißt unser evolutionäres Potential im Umgang mit uns selbst erweitert: eine Versuchsanordnung der Selbstbeobachtung.

Matthias Kettner: Der Begriff der Kulturreflexion wurde ja geprägt, um jenes Deutungs- und Handlungspotential zu charakterisieren, das entsteht, wenn man die begriffliche Reflexionsdisziplin Philosophie mit sozial- und kulturwissenschaftlichen Perspektiven kombiniert und systematisch mit Organisationspragmatik sowie mit »Kunst als Erfahrung«, wie John Dewey gesagt hätte, in Verbindung bringt. Dann wird auch klar, dass man Kulturreflexion nicht nur in begrifflich organisierten »Werken«, also Theorietexten im herkömmlichen Verständnis, betreiben und dokumentieren kann, sondern auch in Artikulationsmedien, die sich ganz anderer kultureller Formensprachen bedienen. Als Beispiel mag ein Ballett von Heike Hennig, »Zeitsprünge«, dienen, in dem in den Formensprachen von Musik und tänzerischer Bewegung über das Verhältnis von älteren und jüngeren Künstlern im Ballett nachgedacht wird. Kulturreflexion »geht« in allen Medien, die aufnahmefähig sind für gedanklich einholbare Formen der Selbstbezüglichkeit von kulturellem Sinn. Rein auf seine Aufnahmefähigkeit für den Reichtum von Formen der Selbstbezüglichkeit von Sinn hin betrachtet, hat das durch und durch verbalsprachlich organisierte Medium des argumentativen Denkens überhaupt kein Privileg oder gar Monopol. Es ist nur insofern ein privilegierter

»Ort«, als sich die gedankliche Nachvollziehbarkeit und die Meinungsverschiedenheiten, zu denen sie führt, nur in diesem Medium diskursiv austragen lassen. Als Diskurstheoretiker meine ich freilich auch, dass das Argumentationsmedium eine funktional unersetzbare Verkörperung der menschentypischen Vernunftfähigkeiten darstellt. Aber diese Behauptung über die kommunikative Natur unserer Vernunft ist glücklicherweise unabhängig von Annahmen über Operationen und Methoden der Kulturreflexion. Das »glücklicherweise« gilt natürlich auch für die Kulturreflexion. Deren Begriff, meine ich, steht und fällt nicht mit substantziellen Annahmen über Rationalität, sondern mit anderen substantziellen Annahmen, nämlich über kulturellen Sinn und über kulturelle Prozesse als gleichsam flüssigen Aggregatzustand der Bildung und Umbildung von kulturellem Sinn.

DR: Wenn Kulturreflexion eine Praxis ist, studiert man sie, indem man sie betreibt, und man betreibt sie, indem man in ein Spiel von Differenzierungen und kalkulierten Dissonanzen hineinfindet. Dies wiederum gelingt, wenn sich das Repertoire an Kulturtechniken erweitert. Kulturreflexion behält darum etwas Provisorisches und Übendes. Ihr Gelingen ist von unwahrscheinlichen Kommunikationskontexten abhängig, wie sie zum Beispiel eine Universität bereitstellen kann. Ihre »Werke« können dann im Schreiben eines philosophischen Textes, aber auch im Drehen eines Films, vielleicht sogar im präzisen Rauchen bestehen. Natürlich auch, Matthias, im Argumentieren. Aber wer argumentiert, sollte als Praktiker der Kulturreflexion wissen, wieweit Gründe tragen, ob sich gute von schlechten Gründen unterscheiden lassen, wo man sie fordern und anbieten sollte, auf welchen anspruchsvollen Voraussetzungen sie beruhen – und wie man sie umgehen kann, weil es vielleicht besser wäre, einen Film zu drehen.

MK: Gewiss, man kann vielfältige, auch engere und weitere kulturreflexive Verfahrensweisen unterscheiden. Wenn ich das Argumentieren anspreche, dann als Kürzel für diejenigen logischen, letztlich immer dialogischen Praktiken, in denen wir Geltungsansprüche erheben, begründen, verwerfen, verändern. Alle wissenschaftlichen Diskurse gehören dazu. Kulturreflexion kann man auch schon vorwissenschaftlich oder protowissenschaftlich betreiben, familienähnlich mit Programmen wie der Protozoologie und Protophysik. In dem Fall bewegt man sich zwar interdisziplinär, aber, was die Ansprüche an Stimmigkeit, Überprüfbarkeit und Aufschlusskraft angeht, auf demselben Boden, auf dem sich auch die disziplinär ausgerichteten Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften bewegen. Dann sollte man Begründungen nicht umgehen kön-

nen, ja nicht einmal umgehen wollen. Ob die Bindung an Begründungen eng oder locker ist, hängt vom jeweiligen Zweck ab. Apropos Gründe und Begründungen: Ich finde, ein exzellentes Forschungsproblem für Kulturreflexion sind unsere kulturgeschichtlich variablen Deutungsmuster von Rationalität und von dem, was jeweils wofür als ein guter Grund zählen soll. Als Philosoph halte ich es für eine ganz wichtige unter den vielen Forschungsfragen der Kulturreflexion, wie denn eine für kulturelle Relativität offene und gleichwohl nicht relativistische Theorie der »Welt der Gründe« konstruiert werden könnte, also eine kulturreflexive Theorie der uns *rational* erscheinenden Aktor-Welt-Verhältnisse.

DB: Du plädiertest also, Matthias, für eine Kultur der Gründe im Einklang mit einer Begründung von Kultur. Das ist interessant, dreht es sich doch im besten Sinne tautologisch, also »robust« (wie Gregory Bateson zu sagen pflegte) im Kreis. Was genau leisten in diesem Zusammenhang die Rationalitäten, von denen Du sprichst? Kann es sein, dass sie den Zirkel aufzubrechen haben, um dem normativen Kreisen der Gründe Verweise auf faktische Lagen zuzuarbeiten, in denen diese Gründe jeweils zur Geltung zu kommen hätten? Dann enthielte jede Rationalität das Risiko der Unterbrechung des Zirkels an einer möglicherweise nicht mehr zu kittenden Stelle (ein prinzipielles Risiko – bei allem Respekt vor dem Einfallsreichtum der Begründungsvirtuosen). Und mit der Unterbrechung des Zirkels enthielte jede Rationalität ihr irrationales Moment. Das finde ich interessant, weil es das Projekt der Aufklärung an seine prekären, um nicht zu sagen: riskanten historischen »Gründe« zurückbindet: Demokratisierung, Industrialisierung, Pädagogisierung, Ästhetisierung. Und dann hätten wir für unsere Kulturreflexion endlich auch ein Thema: Die Überprüfung der möglicherweise schlechten Verankerung guter Gründe in einer spezifischen, also historisch immer gewagten Kultur. Natürlich setzt das einen spezifischen Kulturbegriff voraus, zum Beispiel Elisabeth Colsons Begriff der Kultur als Sicherstellung der Redundanz der Akteure: Man weiß, worum es geht, wer man ist und woran man sich zu halten hat. Und genau das ist riskant und könnte von der Kulturreflexion beleuchtet werden. Oder sind wir dann schon wieder bei der Kulturkritik? Da wollten wir doch gar nicht hin!

MK: Eigentlich plädiere ich nur dafür, unter Kulturreflexion zumindest auch den Titel für ein komplexes, interdisziplinär-wissenschaftliches Forschungsprogramm zu verstehen. Die besondere, interessante Frage-richtung nach der kulturellen Verankerung und Veränderung von je gut gehaltenen Gründen ist in meiner Sicht derjenige Teil dieses Forschungsprogramms, dessen Relevanz auch Philosophen sofort einleuch-

ten sollte. Ohne Theoriearbeit an den Grundbegriffen der Kulturtheorie geht es nicht, und am Ende kommen wir um eine vernünftig ausweisbare Bestimmung ihres Bezugsbereichs oder wenn man so will, ihres Objekts, nicht herum, genauso wenig wie semiotische Untersuchungen besonderer Phänomene um eine grundsätzliche und allgemeine Bestimmung des Zeichens herumkommen. Grundlagenfragen tauchen immer dann am Horizont auf, wenn wir relevante Unterschiede zwischen kulturellen Formen begreifen wollen.

Kulturreflexion würde ich als den Versuch begreifen, die Auskunft, Differenzen und Unterscheidungsmöglichkeiten stammten »aus der Kultur«, zu entpauschalisieren und so weit wie möglich zu treiben, wohl wissend, dass diese Auskunft nicht total sein kann. Es kommt alles darauf an, aufmerksam zu sein, wie und wann sie an Grenzen stößt. Eine dieser Grenzen ist die tiefe Unterscheidung von Natur und Kultur. Zur Kulturreflexion gehört auf der Ebene der Grundlagenforschung eben auch, dass man versucht zu beschreiben, ob und wie weit wir etwas Unterschiedliches tun je nachdem, ob wir kulturelle (z.B. einen Wahlkampf) oder nichtkulturelle Prozesse (z.B. einen Erdbeben) beschreiben. Kurz gesagt, es gehört dazu auch die Nachfrage danach, wie wir in der selber schon kulturell ausgelegten Welt, genannt »die Kultur«, eine Welt unterscheiden, die kulturell als nicht kulturell ausgelegt wird, genannt »die Natur«, und wie diese Doppelperspektive innerhalb einer natürlichen Welt evolutionär hat entstehen können.

Es dürfte klar geworden sein, dass es kein Schlusswort geben kann, wo es vor allem um die Vervielfältigung von Ansatzpunkten und Perspektiven geht. So sei denn abschließend an dieser Stelle Sabrina Göbel, Shadi Rajabi und Na-Young Shin gedankt, deren redaktionelle Unterstützung und Erstellung eines druckfertigen Textes wesentlich zum Zustandekommen dieses Buches beigetragen haben.